



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Weihnachtsgeschenk des preußischen Oberkirchenrats

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lose Anwälte des deutschen Nutzens. Kümmert euch nicht darum, wenn ihr für andre Völker und Länder empfiehlt und betreibt, was ihr bei uns verwerft und hindert. Gerade darum! Was wir Fremden zufügen, ist noch lange nicht Fremden uns gegenüber erlaubt. Denn wir sind Partei, Anwälte, nicht Richter. Und fürchtet endlich nicht, daß es gefährlich sei, so offen die böse Meinung zu sagen. Denn die Wahrheit wird nie geglaubt. Und dann: wer kann beweisen, daß wir unsre wirkliche Meinung ausgesprochen haben?



Das Weihnachtsgeschenk des preußischen Ober- kirchenrats

Non placet



Ich bin weder Geistlicher, noch habe ich die Absicht, Geistlicher zu werden; aber ich habe lebendiges Interesse an dem Wohlergehen unsrer evangelischen Kirche und meine, daß wir Laien nicht bloß das Recht haben, unser Urteil zu dem abzugeben, was die oberste Kirchenbehörde sagt und thut, sondern daß gerade in ecclesiasticis das Aussprechen der eignen Ansicht Pflicht ist. Und warum sollten wir Laien nicht mit derselben Berechtigung urteilen wie die Bürokraten, mögen sie nun Juristen oder Geistliche oder beides zugleich sein? Ich glaube vielmehr, daß der das erste Recht zu einem Urteil hat, der das in der Kirche und der Geistlichkeit herrschende Leben unbefangen und ohne Vorurteil beobachtet hat, ohne in unmittelbarer Verbindung mit der Kirche zu stehen. Das aber glaube ich seit Jahren gethan zu haben, und auch das darf ich versichern, daß ich um das Wohl und vor allem um die Ehre der evangelischen Kirche aufrichtig bekümmert bin, und daß mich zur Kritik des jüngsten Erlasses des Evangelischen Oberkirchenrats allein die Sorge treibt.

Juristenarbeit in pastoraler Einkleidung, graue Theorie mit Salbung vorgetragen — das war der erste Eindruck beim Lesen dieses Manifestes, worin unsrer Geistlichkeit die soziale Arbeit untersagt und die Rückkehr zu den Grundsätzen von 1879 verkündet wird. Soviel Worte, soviel — schöne Worte, und was übrig bleibt, zeigt, von welchem Gesichtspunkt aus unsre führenden Herren die große Bewegung der Geister ansehen, welches Verständnis sie der weltgeschichtlichen Bedeutung der gegenwärtigen Zeit entgegenbringen. Quia non movere, die Augen zumachen: das ist die Parole, die vom Kirchenregiment ausgegeben wird. Nun, für die Fortentwicklung der Weltgeschichte wird dieser

Erlaß kein Hemmnis sein; es ist nur zu bedauern, daß die vom Staat und den Herren des grünen Tisches gefesselte Kirche Gefahr läuft, bis an den Rand des Abgrunds geschleift zu werden, und daß wir an der Kette der Verfassung mitgezogen werden. Doch genug davon!

„Wir haben zu unsrer Befriedigung die Überzeugung gewonnen, daß in der Haltung der weitaus überwiegenden Mehrzahl unsrer Geistlichen diejenige Besonnenheit nicht zu vermissen ist, deren Bewahrung die Würde des geistlichen Standes erheischt, und welche für eine gedeihliche Ausübung des Pfarramts und den Frieden der Gemeinde erforderlich ist.“ So ist zu lesen im Eingange des Erlasses. Wir haben dagegen leider die Überzeugung gewonnen, daß diese Besonnenheit unsrer Geistlichkeit nur allzuhäufig die Gestalt der Bequemlichkeit, des dolce far niente, angenommen hat, bei der wohl eine gewisse äußerliche Würdigkeit, aber nicht die innere Würde gewahrt wird, daß ferner diese „Besonnenheit“ — ich meine diese zu große Besonnenheit, die sich nur bei Kasualien und Predigten amtlich kund giebt — alles andre eher als eine fruchtbare Ausübung des Pfarramts gewährleistet, und daß endlich der Friede, der unter dem Regimente solcher Besonnenheit gedeiht, ein fauler Friede ist.

„Einstimmig ist jedoch zugleich bezeugt worden, daß auch die Kreise der Geistlichen nicht unberührt geblieben sind von der das öffentliche Interesse beherrschenden sozialpolitischen Reformbewegung [also doch Reformbewegung!] auf wirtschaftlichem Gebiete, und daß die an einzelnen Stellen vorgekommenen Ausschreitungen [wo?] einen gewissermaßen symptomatischen Charakter haben.“ Gott sei Dank, daß diese „Ausschreitungen“ einen symptomatischen Charakter haben, und nicht bloß „gewissermaßen,“ sondern wirklich und wahrhaftig! Gott sei Dank, daß es sich endlich regt, daß sich die evangelische Geistlichkeit auf ihre Aufgabe besonnen hat, nämlich Lehrer, Rater und Helfer des Volks zu sein! Gewiß, das letzte Ziel der geistlichen Thätigkeit ist ohne Zweifel die Bannung der seelischen Not. Aber dazu ist vor allem das Vertrauen des Volks nötig. Vertrauen aber entsteht nicht aus der bloßen Predigt oder der Spendung der Sakramente, sondern die willige Hinnahme beider setzt Vertrauen voraus. Schon wer gläubig zur Predigt kommt, nimmt oft nicht viel mit hinweg, und ließe sich die Wirkung der Predigt auf innerlich Widerstrebende in Gewicht und Zahl ausdrücken, so dürfte man jährlich vielleicht in der Welt ein paar Pfündlein herausrechnen können. Nun denke man erst an alle die, die überhaupt nicht kommen. Der Oberkirchenrat geht, in völliger Verkennung der Wirklichkeit, von der unbegründeten Voraussetzung aus, es herrsche in den Gemeinden Vertrauen gegen die Geistlichen, und er fürchtet, dieses Vertrauen könne durch die soziale Thätigkeit der Geistlichen geschädigt werden. Im Gegenteil: dieses Vertrauen besteht nicht, aber wir hofften, es würde durch diese Thätigkeit erworben werden. Oder was versteht der Oberkirchenrat unter Gemeinden? Es ist doch eine bekannte Thatsache, daß die große Masse derer,

die evangelisch getauft sind, vollständig entkirchlicht und von dem stärksten Mißtrauen gegen die Geistlichkeit erfüllt ist, und zu dieser großen Masse gehören nicht bloß Sozialdemokraten! Diese Stimmung ist auch psychologisch ganz begründet. Die Bevölkerung ist heute in zwei Teile gespalten, der Riß ist tief, und die Geistlichen stehen für den größten Teil ihrer Gemeinden jenseits des Risses, auf der Seite der sozial besser Gestellten, vielleicht nicht mit ihren Sympathien, aber doch thatsächlich, und die Thatsache ist eine Macht. Nun kommt ein Geistlicher zu einem Armen. Womit? Mit Reden und noch dazu frommen, d. h. Reden, die ihrer Natur nach stark nach Ermahnungen schmecken. Bloßes Reden aber, nichts als Reden, erweckt Mißtrauen, frommes Reden erst recht, und nun vollends, wenn es den Anschein hat, im Dienste der andern Partei zu stehen! Und wie selten hat der Geistliche Gelegenheit, in der Arbeit am Einzelnen dieses Mißtrauen zu überwinden! Der Oberkirchenrat weist auf die Seelsorge hin. Ja, das ist ja gerade der Punkt, um den sich der Streit dreht. Wie kommst du denn an die Seele des kleinen Mannes heran, der dir mit Mißtrauen begegnet, oder vielmehr, wie kommst du Einzelner an die vielen tausend mißtrauischen Seelen? Ich bezweifle, daß dies schon einem der Herren des Oberkirchenrats gelungen ist. Durch Predigen kommt man nicht an die Masse, sondern dadurch, daß man sich lebendig ihrer berechtigten Interessen annimmt, durch soziale Thätigkeit, sei es im großen oder im kleinen. Wer da nicht einsetzt, bringt weder als Pastor noch als Prediger Früchte, er ist überflüssig, ein Parasit, nicht schlechter, aber auch nicht besser als die andern Parasiten. Selbstverständlich richten sich die Mittel nach der Art der sozialen Not. Wer Nuten schneiden will, nimmt ein Messer zur Hand und keine Axt; aber ein Thor ist der, der den Baum mit dem Taschenmesser fällen will. Unter einfachen Verhältnissen in kleinen Gemeinden mögen die Mittel ausreichen, die bisher ausgereicht haben. Aber man denke an unsre Riesengemeinden, an die Verhältnisse in Industriestädten, und dann lese man, was der Oberkirchenrat schreibt: „Gelingt es den Geistlichen, durch treue, den Einzelnen nachgehende Seelsorge, durch liebevolle Bewahrung der Jugend, sonderlich der konfirmirten Jugend, durch Ausgestaltung einer alle Hilfsbedürftigen umfassenden Gemeindepflege, unter Umständen auch durch Pflege einer die verschiedenen Kreise der Gemeinde verbindenden edeln Geselligkeit bei den begüterten Klassen den Gewissen einzuprägen, daß Reichthum, Bildung und Ansehen nur anvertraute Güter sind, die sie zum Besten ihrer Mitmenschen zu verwalten haben [die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!], die unter dem Druck des Lebens stehenden Klassen aber zu überzeugen, daß Wohlfahrt und Zufriedenheit auf gläubiger Einfügung in Gottes Weltregierung, auf tüchtiger, ehrlicher Arbeit und Sparsamkeit, sowie auf gewissenhafter Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht beruhen, daß dagegen Neid und das Gelüste nach des Nächsten Gut dem göttlichen Gebot zuwider-

sind, so tragen dieselben viel zur Hebung der sozialen Not usw. bei.“ *Difficile est satiram non scribere.* Eine geradezu klassische Voraussetzung, klassisch nach Inhalt und Form: „Gelingt es den Geistlichen!“ Es gelingt ihnen eben nicht! Denn erstens ist die Einzelseelsorge, da wo die Not am größten ist, unmöglich, zweitens ist die Bewahrung der Jugend unmöglich, denn die Geistlichkeit hat die Jugend nicht in der Hand, drittens kann die Gemeindepflege nicht alle Hilfsbedürftigen umfassen (sonst wäre ja die Lösung der sozialen Frage höchst einfach), viertens glauben vielleicht manche Reichen daran, daß ihr Reichthum anvertrautes Gut ist, aber darnach zu handeln übersteigt das Mittelmaß menschlicher Kräfte, fünftens fällt es dem Armen viel schwerer als den Herren des Oberkirchenrats, an Gottes Weltregierung zu glauben, sechstens stammt die soziale Unzufriedenheit durchaus nicht in erster Linie aus Neid und „Gelüste“ nach des Nächsten Gut, sondern sie hat ihre höchst berechtigten Ursachen. Man giebt also für die Lösung schwieriger Aufgaben unzulängliche, ja unbrauchbare Mittel an die Hand, setzt das Gelingen dieser Lösung mit diesen Mitteln voraus, macht aus alledem einen langen Satz und — hat einen wichtigen Beitrag zur Lösung der sozialen Frage geliefert. Nein, diese Aufgaben müssen mit ganz andern Mitteln gelöst werden, und unsre sozialen Geistlichen sind auf dem richtigen Wege, wenn sie, selbstverständlich ohne ihre geistliche Fürsorge außer Acht zu lassen, die sozialen Nöthe des kleinen Mannes erst verstehen lernen und dann auch den guten Willen zeigen, sich an der Heilung des Schadens durch soziale Hilfe zu beteiligen. So erwerben sie sich Vertrauen, und säen sie dann Gottes Wort, so werden sie auch reiche Frucht ernten. Darum kann die Bahn der sozialen Arbeit gar nicht früh genug betreten werden, und die Thätigkeit des Oberkirchenrats muß um so mehr verurteilt werden, wenn sie sich, wie der Erlass ebenfalls andeutet, gar noch darauf richtet, das soziale Streben der Studenten und Kandidaten der Theologie zu unterbinden. Ob es gelingt? Ich glaube, es werden mit mir viele der Meinung sein, daß die evangelischen Geistlichen sozial sein müssen, oder — sie werden nicht sein, und unsre Kirche stürzt in den Abgrund der Bedeutungslosigkeit und verfehlt ihre weltgeschichtliche Aufgabe.

Was will es dem gegenüber besagen, wenn wirklich einzelne Geistliche zu viel Zeit auf Reisen zu „Versammlungen, Kongressen, Kursen“ verwenden? Es soll auch unter den „besonnenen“ Geistlichen manche geben, die viel reisen und ihre sonntäglichen Amtsgeschäfte durch Amtsbrüder oder Küster besorgen lassen. Und dann habe ich gefunden, daß Geistliche auf dem Lande viel zu leicht verbauern und versauern, denen schadet das Reisen gewiß nichts. Was übrigens die „Kurse“ betrifft, so hat meines Wissens bisher immer der Grundsatz gegolten, daß der Mensch nie zu viel lernen kann, auch der Geistliche nicht, im Gegenteil. Es wird auch behauptet, die soziale Thätigkeit hindere die innere Sammlung. Was heißt das? Ich gestehe, daß ich im Laufe der Zeit betrefss

dieser besondern Art von innerer Sammlung, die eigens für die Geistlichen vorbehalten zu sein scheint, sehr skeptisch geworden bin, und will annehmen, daß es nicht die geistlichen Herren des Oberkirchenrats gewesen sind, die die Aufnahme dieses Satzes in das Manifest veranlaßt haben. Endlich, wer sind die Leute, die sich durch die soziale Arbeit des Pastors haben stören lassen, vorausgesetzt, daß diese sich in den Schranken der sozialen Reform hält? Ich meine, der echte Christ steht vielmehr dem Geistlichen darin bei, wenn dieser die allgemeine Durchführung des Gebotes miterstrebt: Lohn, dem Lohn gebührt, und vor allem: Ehre, dem Ehre gebührt. Hier ist gerade Gelegenheit gegeben, die Schafe von den Böcken zu sondern, und damit die Möglichkeit, die Böcke in der richtigen Weise seelsorgerisch zu behandeln. Bis jetzt stehen immer noch die Schafe und die Böcke, die Heuchler, in demselben Stalle und werden gepflegt, draußen aber gehen viele in der Irre, um die sich niemand kümmert. Die Zeit ist da, in der das Evangelium wieder als werbende und thätige Macht ins Leben eingreifen muß. Oder war die alte Kirche nur eine lehrende?

Es war einmal ein kluger Mann, der saß auf einem Baum und sägte und sägte; und er sah nicht, daß er eben den Ast ansägte, worauf er saß. Unter dem Baume aber standen viele Leute und sahen zu, die waren auch klug; nur einige wenige „Thörichte“ waren darunter, die dem Manne oben sein gefährliches Thun zeigten. Der hörte aber nicht und sägte ruhig weiter, und die wenigen Rater waren zu schwach und standen zu fern, um ihm in den Arm fallen zu können. Da krachte es plötzlich, und der Mann oben stürzte mit dem Ast herab und begrub von den klugen Leuten, die da ruhig zuschauten, viele im Falle, und sie brachen Arme und Beine. Man weiß aber heute noch nicht, wer klüger war, der Mann oben oder die Leute unten.



Die Infektionskrankheiten

Von H. Böing (in Berlin)

(Schluß)



Wenn ich sagte, der Begriff der Infektionskrankheiten sei ein moderner, so ist das natürlich *cum grano salis* zu verstehen; denn er ist der Neuzeit keineswegs unvermittelt in den Schoß gefallen, wie etwa ein neuer Komet plötzlich am Himmel erscheint und mit seinem hellen Lichte die dunkle Nacht erleuchtet. Denkende Ärzte hatten schon längst die Vermutung geäußert, daß die Volksseuchen, die man mit dem Namen der ansteckenden (contagiösen) Krank-